

Das Wort Gottes zwischen Mystik und Politik

Martin Luthers Predigt über Lk 7, 11–17
vom 2. Oktober 1530 auf der Veste Coburg

Bearbeitet von Hellmut Zschoch

Reinhard Schwarz – nachträglich – zum 75. Geburtstag

Als Geächteter war Luther gezwungen, den Geschehnissen und Verhandlungen des Augsburger Reichstags fernzubleiben. Er hielt sich vom 23. April bis 4. Oktober 1530 inkognito auf der Veste Coburg auf, von wo aus er mit Schriften und Briefen in das religionspolitische Geschehen eingriff, so gut es ihm bei wechselndem Informationsstand möglich war. Aus dieser Zeit haben sich zehn Predigten erhalten, alle als von Georg Rörer nachträglich erstellte handschriftliche Texte, wohl auf der Grundlage von Nachschriften des in Coburg anwesenden Veit Dietrich. Der Originalwortlaut des Reformators ist also – wie bei fast allen seinen überlieferten Predigten – auch hier nicht erhalten, wohl aber eine getreue Wiedergabe seines Gedankenganges. Am 1. Oktober kam der vom Reichstag zurückkehrende sächsische Kurfürst Johann auf der Coburg an; am 2. Oktober, dem 16. Sonntag nach Trinitatis, hielt Luther seine letzte, den Ausgang des Reichstags reflektierende Coburger Predigt, ehe er zwei Tage später die Heimreise nach Wittenberg antrat.

Rörers Fassung dieser Lutherpredigt findet sich in WA 32, 121–126. Die Bearbeitung folgt dieser Textfassung; zum besseren Verständnis sind aber Rechtschreibung, Zeichensetzung, grammatische Formen und Satzbau behutsam dem gegenwärtigen Gebrauch angeglichen und heute mißverständliche oder unverständliche Worte ersetzt worden. Außerdem wurde die Bezifferung der Abschnitte ergänzt.

Liebe Freunde!

[1] Es wird uns in diesem Evangelium vorgehalten ein feines und großes Exempel unseres lieben Herrn Jesus Christus, wie er vom Tod auferweckt hat einer Witwe Sohn zu Nain, und der Evangelist macht es deutlich und klar genug, zeigt alle Umstände an: daß die Mutter eine Witwe gewesen sei und der Sohn der einzige Sohn seiner Mutter, der sei gestorben, und es sei so weit mit ihm gekommen, daß man ihn zur Stadt hinaus zu Grabe trägt, ferner, daß auch viel Volk mitgegangen sei. In summa ist es so geschrieben, daß es ja jämmerlich und elend genug anzusehen ist. Als man nun zum Grabe gekommen ist, da niemand mehr einen anderen Gedanken hat als den, es sei nun aus mit ihm, da kommt zur rechten Zeit der Heiland Christus, hat Mitleid mit der Frau und macht ihr ihren Sohn wieder lebendig. Dieses Exempel ist geschehen und geschrieben nicht allein der Witwe halben, sondern vielmehr unserthalben, daß wir's uns lassen geschrieben und geschehen sein, wie alle andere Schrift uns zugute geschrieben ist, denn es ist darum zu tun, daß wir die allgemeingültige

Lehre aus dieser Geschichte lernen, die auch sonst für jedermann gilt, welche heißt, daß wir Christen an den glauben, der die Toten auferwecken und sie wieder lebendig machen kann.

[2] So ist nun dies das erste, daß wir glauben und für wahr halten, daß es geschehen sei, wie der Evangelist hier schreibt, daß Christus den Toten auferweckt habe. Denn es sind ja wenige, die es recht glauben, die andern sind so sehr an die Geschichte gewöhnt und von ihr durchzogen wie ein altes Haus vom Rauch.

Zum andern ist auch das vonnöten, daß wir glauben, daß Christus, der damals den Toten aufgeweckt hat, die Kunst noch könne, daß also diese Geschichte als Zeichen und Ermahnung geschrieben sei, daß wir glauben sollen, weil er's einmal getan habe, werde er damit nicht aufhören, sondern auch fortan mehr tun.

Zum dritten muß man auch das glauben, daß er's gerne tun wolle, und dieses letzte Stück darf man überhaupt nicht in Zweifel ziehen, wie wir hier in diesem Exempel auch sehen: Er kommt daher, der liebe Christus, niemand bittet ihn darum, auch die Mutter selber nicht, daß er ihr den Sohn wieder lebendig mache, dennoch tut er's, frei, von sich selber, ungebeten. Denn das hat die Frau sich nicht vorstellen können, daß sie den Sohn wiederkriegern sollte; diese Gedanken sind über tausend Meilen von ihrem Herzen entfernt. Dennoch geschieht's: Sie verstand ihre Gedanken und Gebete selber nicht, Christus aber verstand es wohl. So konnte sie sich auch das nicht vorstellen, was ihr dennoch widerfuhr.

Daraus laßt uns lernen zu glauben, daß er könne und wolle das Wunder noch immer treiben, wie er's damals getrieben hat.

[3] Denn es sind zweierlei Götter: Der eine Gott hat zu tun mit dem, was nichts ist, damit geht er um und prangt auch damit. Wo er aber etwas findet, das zerbricht er, daß es ein Nichts werde und er etwas zu machen habe [vgl. 1 Kor 1, 28]. Aber der Gott der Welt, der Teufel, der tut das Gegenteil und gebraucht das, was bereits da ist. Wo aber nichts ist, da kann er nicht etwas daraus machen. Darum sehen wir, daß die Seinen auch die Art haben, daß sie rühmen, prangen und trotzen mit dem, was sie haben, wie mit Weisheit, Gewalt usw. Wenn's daran aber wiederum fehlt und ihnen eine Not vor die Augen kommt, sind sie so verzagte und niedergeschlagene Schelme, daß sie keinen Strohalm mehr wert sind. Aber unser Gott und die Seinen tun nicht so: Er prangt nicht mit dem, was schon da ist, sondern „ruft das, was nichts ist, daß es sei“, Röm 4 [V. 17]. Darum läßt er auch von sich sagen, daß er ein Schöpfer sei des Himmels und der Erde und habe alle Dinge aus nichts gemacht. Und wo er das Nichts nicht findet, wie ich vorhin gesagt habe, da zerbricht er das, was ist, auf daß es Nichts werde und er dann etwas daraus mache, wie es hier in dem Exempel auch zugeht, daß er hilft und das Leben gibt, wo kein Leben mehr da war, als man mit dem Toten zum Grabe ging.

[4] Das ist nun soviel gesagt: Wer ein Christ sein will, der richte sein Herz dahin, daß er einen Gott habe, der mit dem, was nichts ist, umgehe. Denn das heißt Glaube, daß man etwas, das nicht ist, [glaubt]. Gerade darauf sollten die Gedanken dieser Witwe gerichtet sein. Sie war allein, und der Sohn war tot.

Sollte sie gedacht haben: Mein Sohn lebt und ist nicht tot, so wären diese Gedanken gänzlich von einem Ding gewesen, das nirgends war, und wozu gerade das Gegenteil allein wahr war. Denn daß er tot war, war vor Augen. Das Leben aber, das sie glauben sollte, war nichts und dennoch mußte es sein. Genauso müssen auch eines jeglichen Christen Gedanken und Glaube sein in allen Sachen, besonders aber in denen, die jenes Leben betreffen, daß er sage: Ich weiß, daß es ist, ob ich's gleich nicht sehe. Das ist eine hohe Kunst, worin ich noch ein Student und Schüler bin: Ich wollte den Gott auch gerne erkennen lernen, der aus nichts etwas machen kann, aber es will mir nicht eingehen, wie es wohl sollte, zumal wenn die [letzten] Züge kommen, da man sucht und nichts findet. Der Adam hängt uns noch immer an und will nur den Gott haben, der mit dem prangt, was vorhanden ist; zu dem Gott aber, der mit dem Nichts umgeht, hat er keine Lust.

[5] Darum ist unser Leben nur in das bloße Wort gefaßt. Denn wir haben ja Christus, wir haben das ewige Leben, ewige Gerechtigkeit, Hilfe und Trost. Aber wo ist's? Wir sehen's nicht, wir haben's nicht im Kasten noch in den Händen, sondern allein in dem bloßen Wort. So sehr hat Gott sein Ding in das Nichts gefaßt. Daher kommt es auch, daß man einen Christen, wenn man ihn ansieht, nicht erkennen kann; soll man ihn aber erkennen, so kann man ihn nur aus der Rede erkennen. Denn Christus sagt selber [vgl. Joh 3, 8], ein Christ sei wie der Wind: Das Rauschen vom Wind hört man wohl, aber wo er bleibe, wo er hinfahre, über sich oder unter sich, das kann man nicht wissen, greift man mit den Händen danach, verfehlt man ihn auch. So geht's mit einem Christen auch zu: Ich kann ihn nicht danach beurteilen, daß er gelehrt, schön, reich, weise usw. ist, sondern nur, wenn ich ihn rauschen höre, [merken,] daß er das Wort habe. Das ist das Lehrstück, das uns darum vorgetragen wird, daß wir lernen sollen unser christliches Wesen, welches soll nicht anders sein, als daß es soll auf dem Nichts stehen und das glauben, was nicht ist, und nur auf dem Gott stehen, der es tun will und tut's auch gerne.

Ebenso sagt der Hebräerbrief auch vom Glauben, daß er sei „eine gewisse Zuversicht dessen, was man hofft, und Nicht-Zweifeln an dem, was man nicht sieht.“ [Hebr 11, 1]. Er hat nicht umsonst hinzugesetzt „Nicht-Zweifeln an dem, was man nicht sieht“: Das Herz soll keinen Zweifel daran haben, sondern gewiß sein, obgleich es das nicht sieht noch sich vorstellen kann, was es hofft. Das ist die rechte Art des Glaubens. Es tut aber der Natur sehr weh, daß sie so soll Blindekuh spielen, pochen und trotzen auf das, was sie nicht sieht, ja wovon sie sich nicht einmal träumen ließe. Sie will nicht eher glauben, bis sie es in der Hand habe, daß der Speicher voll Korn und der Keller voll Wein liege; dann erst glaubt sie, sie habe genug zu essen und zu trinken. Daher ist das Sprichwort gekommen: Man kann schlecht aus einem leeren Beutel Geld zählen und aus einer leeren Kanne trinken. Das ist die Rechnung der Vernunft, anders kann sie weder denken noch tun. Ein Christ aber, will er ein rechter Christ sein, der muß wahrlich sagen, daß er einen Gott habe und an ihn glaube, der aus einem leeren Beutel Geld zählen und aus einer leeren Kanne jedermann

genug zu trinken geben könne. Sonst ist's kein rechter Glaube, wenn man nur auf dem steht, was man hat. Das ist genug von diesem Evangelium.

[6] Weil jetzt dieser Reichstag ausgegangen ist und jedermann gerne wissen würde, was man ausgerichtet habe, will ich ein wenig davon sagen, damit ihr desto fleißiger dankt und fortan mit größerem Ernst und Fleiß bittet. Denn gerade auf diesem Reichstag habt ihr dasselbe Spiel auch gesehen, daß unser Herr Gott ein Herr ist, der mit dem Nichts zu tun hat. Sie sind beide dagewesen, die zwei Götter, unser rechter Gott und der Gott der Welt, der Teufel. Dieser ist gewaltig, reich, weise, gewitzt, kann viel und [hat] mancherlei geschwinde Vorhaben, trotz und pocht getrost auf das, was er hat. Christus aber, der Gott der Liebe, ist arm, weiß nicht, wie er sich und die Seinen vor Gewalt schützen und verteidigen soll. Doch ist so viel gehandelt und ausgerichtet, daß auf unserer Seite eitel Gnade ist – soweit die Sache Gott betrifft – und auf jener Seite eitel Zorn. Soweit es aber die Personen betrifft, ist's halb und halb, halb Zorn und halb Gnade auf unserer Seite. Deshalb sollen wir zuerst und vornehmlich Gott danken und loben, daß das Wort geblieben ist und wir bei dem Wort. Das heißt auf einmal soviel geben, daß es genug ist und mehr als zehn türkische Kaiser vermögen. Nur daran kann es nun mangeln, daß wir die Gnade erfassen, die uns geschehen ist. Darum laßt uns ja fest und gewiß dafürhalten, daß es Gottes Wort gewesen sei, wofür wir gefochten und uns in Gefahr begeben haben, wie denn unser Widerpart selbst frei heraus hat bekennen müssen, daß unsere Lehre gerecht und gut sei und wider keinen Artikel christlichen Glaubens. Damit ist ja unsere Lehre reicher denn je zuvor, denn das ist etwas Großes, daß der Feind selber sagen muß und wider sich selbst bekennen. Dazu hat uns Gott auch die Gnade gegeben, daß wir bei dem lieben Wort geblieben sind. Darum sollen wir nicht zweifeln, daß – bleiben wir weiter dabei – unser Herr Gott auch bei uns sein und uns mit seiner Gnade um seines Wortes willen vor den zornigen Feinden schützen werde. Denn wem Gott die Gnade tut, daß er ihm sein Wort gibt und ihn dabei erhält, der soll ja billig Gott dafür danken und froh sein über den größten Schatz, den er von Gott haben kann.

[7] Jetzt ist unsere Predigt gewesen, daß wir einen solchen Gott haben, der aus nichts alle Dinge mache. So belegt nun unser und unserer Gegenpartei Bekenntnis, daß wir das Wort haben. Dasselbe Wort ist nun alles und dennoch ist es genau das Nichts, mit dem Gott umgeht: Wo nun Gottes Wort und Verheißungen sind, da ist Gott auch. Ist Gott da, wer sind dann sie, die so heftig zürnen und uns fressen wollen? Es ist der Teufel und seine Rotte. Wohlan, so laß sie getrost herkommen; sie werden vergeblich anstürmen. Denn ist Gott bei uns, so werden wir ja mehr Engel bei uns haben als auf jener Seite Menschenköpfe sind. Denn wo er ist, da werden freilich seine lieben Engel auch nicht weit sein. Wenn sich unsere Gegenpartei auch feindlich brüstet, scharrt und pocht, laß es geschehen, wir fragen nicht danach. Sie trotzen auf ihre Gewalt und ihre Pläne: Solchen weisen Leuten kann's nicht fehlschlagen, sondern es geht ihnen gewiß voran – wie beim Krebs! Wir aber sollen nicht – wie jene – wissen, wie es mit uns gehen werde. Das allein sollen wir aber wissen, daß wir

einen Gott haben, der weiß, wie er's machen soll, ob wir's gleich nicht wissen, und er wird's auch machen, wie er weiß. Denn hätte er uns nicht wollen schützen und erhalten, so hätte er uns vom Wort fallen lassen. Solange ich darum das Rauschen des Windes höre [vgl. Joh 3, 8], weiß ich, daß ich noch nicht aus der Welt bin. Darum sollt ihr dafür Gott fleißig danken, daß nichts von dem Wort verloren ist und wir dabei erhalten sind und ja lernen, das als ein besonders großes Werk und als eine Wohltat zu erkennen, daß es so gegangen ist und unsere Leute wieder heimgekommen sind. Denn es ist ein Wunderwerk Gottes, das unserem Planen und unserer Weisheit nicht zuzuschreiben ist. Denn sollte es daran gelegen sein, so wären wir weit verloren gewesen: Was ist unsere Weisheit gegen den Teufel? Er hätte uns alles genommen und abgezwungen, beides, Gott und sein Wort. Daß er's aber nicht getan (wiewohl er dennoch die ganze Hölle ausgeschüttet und wider das Wort gesetzt hat), läßt uns sehen, wie fest und stark Gott gehalten hat. Darum laßt uns ja glauben, er werde es noch weiter tun – wenn wir nur nicht von dem lieben Wort treten und fleißig mit Beten und Seufzen zu Gott fortfahren.

Darüber hinaus hat uns Gott nicht allein bei seinem Wort erhalten, sondern auch das getan, daß das liebe Wort weitergegangen ist und Frucht schafft in Ländern und Leuten, die vorher nichts davon gewußt haben. Davon will ich jetzt nicht mehr sagen. Über diesem allem, wie ich vorhin gesagt habe, ist eitel Gnade auf unserer Seiten bei Gott; bei den Personen aber ist's halb Gnade, halb Ungnade. So sagen wir nun: Wollen sie uns gnädig sein, so seien sie es in Gottes Namen. Wo nicht, so mögen sie es wohl lassen, was fragen wir danach? Der Himmel ist ja größer als die Erde; so wird es sich auch kaum so verkehren, daß die Erde solle den Himmel regieren. Haben sie etwas im Sinn, so müssen sie vorher unsern Herrn Gott danach fragen, ob es ihm auch recht sei. Ist's ihm nicht recht, so laß sie vornehmen und ratschlagen, was sie wollen; es steht geschrieben: „Der im Himmel wohnt, lacht ihrer, und der Herr spottet ihrer.“ [Ps 2, 4] Zuletzt wird er sie auch zerschmeißen [vgl. Ps 2, 9].

[8] Das habe ich darum gesagt, liebe Freunde, daß ihr ja fleißig beten sollt, daß unser lieber Gott, wie er das Mirakel und Wunder angefangen hat, so fortfahre und uns bei dem Wort und Glauben erhalte. Dann hat's keine Not, dann fürchte sich der Teufel, wir wollen uns nicht fürchten. Den Brautring haben wir, das liebe Wort, nach dem andern wollen wir nicht fragen, er wird uns wohl erhalten. Hat er uns das Wort gegeben, so wird er auch weiterdrängen, wie er es mit Salomo tat, als der um Weisheit bat, sein Land und seine Leute wohl zu regieren. Der Text sagt: Du hast um Weisheit gebeten; sie soll dir auch gegeben werden und mit ihr Reichtum und alles, dessen du bedarfst [vgl. 1 Kön 3, 11–13]. Darum wo das Wort ist, da laßt es gehen wie es geht, das Wort will Nutzen schaffen und bleiben, und sollten wir auch deswegen leiden müssen. Aber unserer Gegenpartei wird's anders ergehen: Sie haben Macht und Gewalt, darauf trotzen sie. Darum muß Gott ein Nichts daraus machen, und es wird auch sicher Stunde und Zeit kommen, daß die Weisheit und Gewalt, auf die sie jetzt so pochen, dahingehen werden, daß wir sagen werden: Wo sind sie nun?

Darauf wollen wir warten, und es soll nicht fehlgehen, solange und sofern wir bei dem Wort bleiben. Denn das Größte ist schon geschehen, das Geringere wird auch bald folgen. So haben wir das Wort, das ist gewiß; darum wird auch Friede darauf folgen. Deshalb betet ja fleißig und seid dankbar und vergeßt nicht, daß unser getreuer Gott und Vater jetzt so viel mit uns angefangen und getan hat. Er hat uns ja mehr gegeben, als die ganze Welt zu geben vermochte. Er wird auch weiter das Beste bei uns tun und uns als seine Kinder, die wir bei seinem Wort zu bleiben begehren, nicht lassen, sondern retten, schützen und schirmen vor dem Teufel und seinen Gliedern. Das verleihe uns durch Christus, unseren Herrn! Amen.

Das Sonntagsevangelium von der Auferweckung des Jünglings zu Nain legt Luther zunächst ohne jeden Bezug auf die politischen Ereignisse aus, die ihn und seine Zuhörer beschäftigen. Die Wundergeschichte zielt auf den Glauben an einen Gott, „der die Toten auferwecken und sie wieder lebendig machen kann“ [1]. Als Beispielerzählung ist sie für die Gegenwart geschrieben, „wie alle andere Schrift uns zugute“ [1]; der durch sie geweckte Glaube rechnet damit, daß Gott mit seinem lebensschaffenden Wirken „nicht aufhören, sondern auch fortan mehr tun“ wolle [2]. In der Totenauferweckung gibt sich für den Prediger das Wesen eines Gottes zu erkennen, der von der Schöpfung an seine Werke aus dem Nichts hervorbringt, während der Gott der Welt, die teuflische Gegenmacht, immer auf dem Vorfindlichen aufbaut [3]. Wenn Luther davon spricht, daß der Gott des christlichen Glaubens mit dem umgehe, „was nichts ist“, daß er das „etwas“, das er finde, zerbreche, „daß es ein Nichts werde und er etwas zu machen habe“ [3], erinnert er nicht nur an 1 Kor 1, sondern verdichtet zugleich seine Auslegung des Evangeliums mit Hilfe von Formulierungen, die der mittelalterlichen Theologie der Mystik verpflichtet sind. Sprachlich – und zunächst auch sachlich – ist Luther hier ganz nahe bei Meister Eckhart, der lehrt: „Es ist der Kreatur eigen, daß sie aus etwas etwas mache; Gott aber ist es eigen, daß er aus nichts etwas mache. Soll daher Gott etwas in dir oder mit dir machen, so mußt du vorher zu nichts geworden sein.“¹ Luther kommt es freilich nicht wie Eckhart auf das Zunichtwerden des Glaubenden an, sondern allein auf das Wirken Gottes am „Nichts“ und auf das Wesen des Glaubens, der sich auf den Gott verläßt, „der mit dem, was nichts ist, umgehe“ [4]. Das ist der Glaube, in dem Luther sich zusammen mit allen Christen üben will. Fast unvermittelt kommt er dabei vom „Nichts“ auf „das bloße Wort“ [5] und setzt den in mystischer Terminologie begonnenen Gedanken ganz unmystisch fort: Das „Nichts“, in dem Gott mit den Menschen umgeht, in das er „sein Ding“ faßt, ist das äußere Wort des Evangeliums, das hörbare Wort, das die Christenmenschen kenntlich macht [5]. Ganz anders setzt Meister Eckhart seinen Gedanken fort: „Und darum geh in deinen eigenen Grund und wirke dort; die Werke aber, die du dort wirkst, die sind alle lebendig.“² Und an anderer Stelle – in einer Predigt über die Geschichte vom Jüngling zu Nain! – formuliert er: „Soll ich denn nun das Sprechen Gottes in mir vernehmen, so muß ich völlig allem dem ent-

¹ Meister Eckhart, Predigt 39 „Iustus in perpetuum vivet“: Ders., Die deutschen Werke, hg. und übers. von Josef Quint, Bd. 2, Stuttgart u. a. 1971, 251–268. 684–686 [Übersetzung], hier 256,1–3 bzw. 684.

² A. a. O., 256,3 f. bzw. 684.

fremdet sein, was mein ist“.³ Luther vollzieht demgegenüber gerade keine Wendung ins menschliche Innere, weder um dort ein Gott angemessenes religiöses Wirkungsfeld zu finden, noch um dort Gott reden zu hören. Vielmehr bleibt es für ihn dabei, daß der Glaube sich auf ein „Nichts“ richtet, daß auch das Wort Gottes nicht zu einem „Etwas“ wird, das sich in der Verfügung des Glaubenden befindet. Nur Gott selbst ist der, der aus diesem „Nichts“ Leben schafft, der mit der leeren Geldbörse zahlen und aus der leeren Kanne voll einschenken kann [5]. Luthers Auslegung des Evangeliums lädt zum Glauben als dem Vertrauen auf den allein durch sein äußeres Wort wirkenden Gott ein.

Erst dann kommt der Prediger auf die aktuelle Politik zu sprechen, auf den gerade zu Ende gegangenen Reichstag [6]. Dabei interessieren ihn die politischen Konstellationen nicht; in ihnen spiegelt sich vielmehr das Wirken der beiden „Götter“, von denen schon zuvor die Rede war, des wahren Gottes und des Teufels als des Gottes der Welt. Dabei klingt sogleich an, daß die Unterscheidung von „nichts“ und „etwas“ erneut zum Zuge kommt: Der Gott der Welt stützt sich auf das, was schon etwas ist, ist „gewaltig, reich, weise, gewitzt, ... trotzt und pocht getrost auf das, was er hat“, während Christus dieser Gewalt nichts Eigenes entgegenzusetzen hat. Diplomatische Zurückhaltung ist Luther fremd, wenn er die Gegner als „zehn türkische Kaiser“ apostrophiert [6] – reichlich sarkastisch, wenn man bedenkt, daß es Kaiser Karl V. als Schutzherrn der Christenheit in Augsburg vornehmlich um die Militärhilfe der Reichsstände gegen die Türken gegangen war! Der rechte Gott ist für Luther „auf unserer Seite“, wobei er freilich einen feinen Unterschied macht: Das gilt der Sache nach, dem Wort des Bekenntnisses nach. Bei den Personen, die diese Sache, dieses Bekenntnis vertreten, steht es damit nur „halb und halb“. Aber um die Qualität von Personen geht es hier im Kern nicht, sondern um Gottes Sache im Gegenüber zu der seines Widersachers! Und diese Sache, „das Wort“ und das Bekenntnis zu ihm, ist auf dem Reichstag bewahrt worden – das sieht Luther als das aktuelle Wunder, als Anlaß zu Lob und Dank, als Ansporn, daran nun erst recht festzuhalten. Besonders bestärkt ihn die Nachricht, daß selbst Vertreter der Gegenseite haben „bekennen müssen, daß unsere Lehre gerecht und gut sei und wider keinen Artikel christlichen Glaubens“ [6]. Dabei bezieht er sich auf positive Äußerungen über die *Cessio Augustana* aus dem papstkirchlichen Lager, wie sie ihm mehrfach aus Augsburg zugetragen worden waren. Justus Jonas etwa hatte ihm die angebliche Äußerung des Augsburger Bischofs Christoph von Stadion übermittelt: „Das, was vorgelesen wurde, ist wahr, ist die reine Wahrheit, das können wir nicht leugnen.“⁴ Diese Situation ermutigt zum Vertrauen auf den weiteren Schutz Gottes. In diesem Zusammenhang überträgt Luther seine Auslegung des Sonntagsevangeliums ausdrücklich auf die aktuelle politische Konstellation: Die Evangelischen haben das Wort, das nichts ist – nämlich keine äußere Macht – und zugleich alles – nämlich die Gegenwart Gottes selbst [7].

³ *Meister Eckhart*, Predigt 42 „Adolescens, tibi dico: surge“: a. a. O., 298–309. 694–696 [Übersetzung], hier 304,3–5 bzw. 694.

⁴ Justus Jonas an Luther, 30. Juni [?] 1530: WA.B 5, Nr. 1618, 427,14 f. Luther zitiert die Äußerung des Augsburger Bischofs unmittelbar nach Erhalt der Nachricht: Martin Luther an Nikolaus Hausmann, 6. Juli 1530: WA.B 5, Nr. 1625, 440,15–17. Auch in seiner Schrift „Warnung an seine lieben Deutschen“, die er im Oktober 1530 verfaßte, aber erst im Februar 1531 drucken ließ, nimmt Luther auf ähnliche Stimmen Bezug: WA 30 III, 283,25–284,8. Luthers Fazit lautet dort: „Also daß sie ganz genau wissen, daß unsere Lehre nicht unrecht, sondern in der Schrift gegründet sei, und doch mutwillig und verdammen und die Lehre ausrotten wollen, wider göttliches Recht und [göttliche] Wahrheit.“

Bissig prognostiziert Luther das Vorankommen der Gegner: im Krebsgang – also rückwärts! Er ruft auf zum Vertrauen in die Macht des Wortes, demgegenüber alles eigene Planen zurückzutreten hat. Zum „Nichts“ des Wortes wird Gott selbst das äußerlich Notwendige hinzutun, während die Macht und Gewalt der Gegner von ihm zu „Nichts“ gemacht werden wird [8].

Hält man sich vor Augen, daß der gerade ergangene Augsburger Reichstagsabschied nichts Gutes für die Protestanten verhiess, daß diese vielmehr tatsächlich damit rechnen mußten, daß Kaiser und papstkirchliche Reichsstände ihre militärische Macht gegen sie richten würden, wird deutlich, wie radikal Luther die Maßstäbe des politischen Urteils auf den Kopf stellt. Wo politisch gesehen „Nichts“ ist (auf der Seite der evangelischen Reichsstände mit ihrem Glauben und Bekenntnis), da ist für ihn der Gott, der mit dem Nichts umgeht, der durch das Wort des Evangeliums wirkt. Wo politische Macht sich durchsetzt (bei der antireformatorischen Reichstagsmehrheit), da sieht er den Teufel, dessen Pochen auf das, was in der Welt etwas ist, keinen Bestand haben kann. Nicht zur politischen Aktion ruft Luther demgemäß auf, auch nicht zum protestantischen Bündnis, sondern zum Gottvertrauen. Seine Predigt nimmt mystische Sprache auf, bleibt aber unmystisch. Sie stellt sich der politischen Aktualität, redet aber unpolitisch. Zwischen Mystik und Politik, zwischen der Einkehr ins eigene Innere und dem Ausgreifen auf Machtkonstellationen, beharrt Luther in seiner Auslegung und Anwendung des Evangeliums darauf, daß allein vom Wort Gottes die Bewegung ausgeht, die Leben schafft – privat wie politisch. Die Witwe, deren Sohn aus dem Nichts ins Leben zurückkommt, steht insofern für Luther nicht anders da als die protestantischen Fürsten, deren politische Existenz nichts ist ohne die Treue Gottes zu seinem Wort.

Prof. Dr. Hellmut Zschoch, Dietrich-Bonhoeffer-Weg 18, 42285 Wuppertal
E-Mail: zschoch@wtal.de